

Referat am Startforum des Förderzyklus 2023/-24, Stiftung Erbprozent  
Kultur

Kloster Wettingen, 3. Juni 2023

### **Provokation „Erbe“**

Liebe Stifterinnen und Stifter

Ganz herzlichen Dank für die Möglichkeit, hier zu sprechen.  
Vielleicht sogar Einfluss zu nehmen auf die Art, wie Geld verteilt wird.  
Es ist ja sehr selten, dass man ganz offen über Geld spricht:  
Wem es gehört,  
wer darüber entscheidet, wo es hinkommt,  
nach welchen Überlegungen und zu welchen Bedingungen.  
Ich will denn auch mehrmals ganz konkret über  
BUDGETPOSTEN sprechen.

Vielen Dank auch für die Gelegenheit, einige Fragen zu vertiefen, die in  
den letzten Jahren bei öffentlichen Aktionen mit anderen Autor:innen  
und auf Lesereisen mit dem Roman «Tiefenlager» aufgetaucht sind, aber  
irgendwie lose herumschwirrten –  
Es sind Gedanken, die Zusammenhängen zwischen künstlerischem  
Schaffen, «kulturellem Gedächtnis» und Geld nachgehen –  
Zum Beispiel stellt sich die Frage: Kann man ein Gedächtnis *vererben*?

Wie Sie der Einladung entnehmen, ist es kein Zufall, dass wir heute in  
einer alten Klosteranlage tagen.

Was «Stiftung» mit «Kloster» zu tun hat, ist mir persönlich deutlich  
geworden, als ich am Roman «Tiefenlager» gearbeitet habe. Es brauchte  
dazu den Umweg über irische Wandermönche, die nach dem Zerfall des  
römischen Reiches diese Gegend hier re-christianisierten, das Alphabet

und die Buchkultur in eine neue Zeit retteten, und dann brauchte es einen weiteren Umweg über eine ferne, intergalaktische Zukunft – die Vision eines weiteren Zivilisationsbruchs, ein totalitärer Sternenstaat, der alles Wissen bedroht, wobei dieses Wissen dann von einem ordensähnlichen Geheimbund über die Zeit gerettet wird.

Der Heilige Gallus, beziehungsweise sein Biograph Walafried Strabo, machte mir klar, dass ein «Stift» eine Institution ist, die neu in die Welt gesetzt wird. Es brauchte dann aber auch noch Isaac Asimov, den amerikanischen Biochemiker und Science-Fiction-Autor, Verfasser der «Foundation Trilogy», damit ich begriff:

*Foundation* ist eine *Stiftung* ist die Nachfolge des *Stifts*.

Das kulturelle Gedächtnis, das in Wörtern abgelagert ist, läuft oft unbeachtet mit. Die Schriftstellerin Ivna Žic schreibt in ihrem soeben erschienen Essayband «Wahrscheinlich Herkünfte» – in Anlehnung an Paul Preciado – dass das Ausblenden der Geschichte zur «Einbürgerung» in eine Sprache gehört: Die tiefen Verbindungen der Wörter nicht mehr mitzuhören, macht die «Selbstverständlichkeit» derjenigen aus, die in einer Sprache nicht mehr nachdenken müssen, denen die Wörter ganz geläufig sind. Die Essays und die Theaterarbeit von Ivna Žic führen vor, wie brisant es ist «hinzuhören, welche Geschichte in [einer] Sprache mitklingt.» (S. 34)

Žic spricht mehrere Sprachen – Hochdeutsch, Kroatisch, Schweizerdeutsch, Englisch – und sie entscheidet sich dafür, dies nicht als Ausnahmeposition zu thematisieren, sondern als selbstverständlichen Ausgangspunkt ihres Schaffens. Damit trifft sie einen Ton für die Gegenwart Europas und macht umgekehrt *das Vererben von Zugehörigkeit* als Problem deutlich – ein Vererben, das zum Beispiel über Familiennamen und den richtigen Tonfall im Sprechen des Schweizerdeutschen funktioniert.

Wie brisant es ist, das Vererben von Klassenzugehörigkeit künstlerisch zu thematisieren –

Das heisst: das Vererben von Möglichkeiten, die sich durch den Besitz von Vermögen eröffnen –

Diese Brisanz wurde kürzlich deutlich, als Roman Bucheli, Literaturkritiker der Neuen Zürcher Zeitung, in der Besprechung des Romans «Die Krume Brot» von Lukas Bärfuss vollständig die Contenance verlor und das Buch in bitterem, fast angewidertem, dann auch schulmeisterlichem Ton verriss – dass für die Handlung eines Romans das Annehmen oder Ablehnen vererbter Schulden oder die Bedingungen eines Kleinkredits entscheidend und deshalb ebenso wichtig sind wie die Gedanken- und Gefühlswelt der Hauptfigur, das schien dem Rezensenten ein Sakrileg, das sprengte seine Auffassung dessen, was gute Literatur sei.

Diesen Hinweis auf die aktuelle Brisanz des Themas «Erben» musste ich loswerden, bevor ich mich auf den längeren Atem des Klösterlichen einlasse. *[Falls in der Einführung nicht gesagt]:*

*Wie ich der Einladung entnehme, wurde Wettingen als Ort gewählt, weil im Roman «Tiefenlager» ein Kloster erfunden wird. Dazu habe ich eine Idee aufgegriffen, die mir in Arbeiten zum Thema Atommüll begegnet ist. Wie können Institutionen, die heute radioaktiven Müll vergraben, künftige Generationen und Spezies davor warnen, diesen Müll auszugraben oder den Stein, der ihn umhüllt, zu beschädigen? Denn dieser Müll wird erst in einer Million Jahren nicht mehr gefährlich strahlen.*

*Eine Gruppe von fünf Menschen nehmen die Aufgabe an, ein Kloster zu gründen, um die Überlieferung des spezifischen Wissens um die Gefahren des Atommülls – dieses hochgiftigen Erbes – zu sichern. An langen Abenden erzählen sie einander Geschichten aus ihrer Zukunft. Bereits in den ersten zwei Jahren kommt nicht alles wie geplant.]*

An drei Themen werde ich nun versuchen, das «Erben» mit dem Thema «Stiftung» in Verbindung zu bringen und hoffe, dass dabei nützliche Fragen und Gedanken für die anschliessende Diskussion entstehen. Die drei Themen sind: «Zeit», «Kanon» und «Intervention».

## 1. Zeit

Ortstermin Lyon, Bahnhofsviertel Part-Dieu, April 2023, ein etwas heruntergekommenes Maison de la Jeunesse et de la Culture. Über 4000 Besucher:innen drängen sich von Freitag bis Sonntag durch Bücherstände, schauen sich Filme an, testen neue Computerspiele – zu all diesen Kunstformen wird auch diskutiert, an Podiumsgesprächen und in Einzelabreibung mit den Autor:innen, Zeichner:innen und Programmier:innen an Tischen, an denen man aufgereiht sitzt und Autogramme verteilt. Wobei das Signieren nur der Anlass ist, um ins Gespräch zu kommen. Und ich muss sagen: Noch nie hat mich ein Festival so angeregt und gleichzeitig so bestürzt, fast verzweifeln lassen, wie dieses Festival Les Intergalactiques in Lyon. Ein sehr junges Publikum fand sich da ein und wollte darüber reden, ob wir überhaupt noch irgendeine Zukunft haben, wenn ja: Ob sie vielleicht in einem Paralleluniversum zu suchen sei, und wenn nicht: Was tun wir mit der verbleibenden Zeit? Die Organisator:innen sagten mir, sie hätten mich eingeladen, weil in meinem Roman doch auch eine Utopie formuliert sei. Tatsächlich war es mir ein Anliegen beim Schreiben von «Tiefenlager», mich selbst zu testen: Schaffe ich es noch, mir eine bessere Zukunft für die Welt zu denken – also ein rechtzeitiges Abbremsen der Klimaerwärmung – um das hinzukriegen, musste ich die Protagonist:innen unter einen Sternschnuppen-Regen setzen, mit ganz viel Glück wird eine radikale Wende, ein Ausstieg aus dem Konsum-Wachstum, aus der Abfall-Wirtschaft doch noch möglich.

Das Festival in Lyon machte mir deutlich, wie sehr sich die Situation verschärft hat, seit ich 2015 mit der Arbeit an dem Buch begonnen hatte. Damals ging ich vor allem von Erfahrungen in Institutionen aus, die sich in permanenten Reorganisationen und Umstrukturierungen befanden. Das schlug sich zum Beispiel in folgendem Satz nieder:

*«Wer irgendwo aufgerieben wird zwischen panischer Hektik und ängstlicher Starre, findet bei uns eine Insel der Vernunft. Wir lernen und arbeiten.»*

Mit dem Roman habe ich mir für einige Jahre eine imaginäre Gemeinschaft geschaffen, die diesem Wunschbild entsprach. Hier konnte ich konzentriert, in Ruhe und (hoffentlich) intelligent arbeiten.

Die jungen Leser:innen in Lyon machten mir diesen Frühling deutlich, dass das Angst-Niveau nochmals deutlich gestiegen ist, die Spannung zwischen hektischem Aktivismus und Lähmung ist noch grösser geworden.

Was mich am «Klösterlichen» fasziniert hat, war wohl die Idee, man könne sich in einer unruhigen, beängstigenden Zeit eine eigene Ordnung der Zeit schaffen, die nötige Ruhe –

Und ich frage mich, ob nicht jedes Theater- oder Ausstellungsprojekt etwas Ähnliches macht: Eine Zeit in der Zeit schaffen, um darin etwas Neues zu entwickeln, etwas Anderes, das dann wieder auf die Zeit der äußeren Welt zurückwirkt.

In der bisherigen Tätigkeit der «Stiftung Erbprozent Kultur» zeigt sich ein hohes Bewusstsein dafür, dass Kunst neben Begeisterung auch Ruhe braucht, dass Leute ausbrennen, wenn sie sich immer nur von Projekt zu Projekt hangeln. Mit dem Fördergefäss «Raum und Zeit» erlaubt Ihre Stiftung Theatergruppen, sich einmal zurückzuziehen und ohne Produktionsdruck nachzudenken.

Mir scheint auch sonst die Frage wichtig:

Was für eine Zeit in der Zeit schaffen sich Leute – im Bewusstsein um die Dramatik der Weltlage?

Zur Frage, was denn diese Zeit kostet, ein Einschub aus der Rubrik  
BUDGETPOSTEN:

In Frankreich ist für die Endlagerung des Atommülls eine staatliche Organisation zuständig, sie heisst ANDRA. Bereits dreimal hat sie einen Wettbewerb ausgeschrieben, bei dem sich Künstler:innen mit Ideen bewerben konnten, wie die Erinnerung an den Müll über mehrere Jahrtausende aufrecht erhalten werden könnte. Drei der eingereichten Projekte – zum Beispiel die Idee eines auf Stelen angelegten, quasi sprechenden Waldes – wurden mit 6000 Euro prämiert.

Zum Vergleich: Für die naturwissenschaftlichen Versuche im Schweizer Felslabor Mont Terri, bei St-Ursanne, hat die ANDRA bisher rund 16 Millionen Euro ausgegeben.

Wir haben also einerseits die Verlangsamung der Korrosion der Müllbehälter, andererseits die gesellschaftliche Frage der Erinnerung – mit der unterschiedlichen finanziellen Bewertung von Projekten in diesen zwei Feldern macht das Budget der ANDRA eine bedrohliche Verbindung von «Kloster» und «Kunst» deutlich:

Kunst soll in eine Lücke springen, wo die Religion nicht mehr trägt. Sie soll ihr Erbe antreten als Zauberkraft, als Hort des magischen Denkens: Ein unlösbares oder zumindest unendlich schwieriges Problem soll durch kleine Gruppen von Künstler:innen in kurzer Zeit, zum Teil ganz ohne Vergütung, angegangen werden –

Gerade wenn sich Kunst als gesellschaftliche Intervention sieht, wenn sich die Dramatik der Weltlage fast zwangsläufig in jeder künstlerischen Arbeit niederschlägt – und sei es als Ort der Verweigerung –

Gerade in einer solchen Situation scheint es mir zentral, die Kunst nicht mit Aufgaben zu befrachten, um die sich andere, finanzkräftige Institutionen drücken.

*(Punkto Atommüll bin ich zum Beispiel zur Ansicht gekommen, dass es nicht so sehr Kunst braucht, sondern verlässliche Krebs-Register, verlässliche und stabile internationale Müll-Kataster, sehr bürokratische, unspektakuläre Einrichtungen, die man aber erhalten und finanzieren muss.)*

Von Künstler:innen und von denen, die sie fördern, erfordert das ein klares Verständnis der eigenen Möglichkeiten und Grenzen – zur

Spannung zwischen *panischer Hektik und ängstlicher Starre* kommt also eine zweite Spannung dazu, diejenige zwischen dem Vertrauen in die oft unglaublichen Möglichkeiten der Kunst und der Skepsis gegenüber dem Antrag, ein Feld genialischer, magischer Lösungen zu sein.

## 2. Kanon

Ortstermin Stadelhofen, 14. Juni 2019, 11.00 Uhr morgens: eine Gruppe von Autor:innen singt den «literarischen Kanon» – als Kanon – und zwar aufgrund einer ewigen Bestenliste der Zeitung Le Monde. Bei jedem Frauennamen machten wir eine kurze Pause, wir rezitierten ihn unisono – das kam nicht oft vor. Es war eine der Listen, auf denen Bücher von Frauen nicht einmal 5 Prozent ausmachen. Die Aktion war der Auftakt zu einer Streikpause der Buchhändlerinnen vor der Orell Füssli-Filiale, die Autor:innen empfangen die Buchhändlerinnen mit einem violetten Teppich.

Mit jener Aktion nahm – für mich – eine verästelte Diskussion um diesen «literarischen Kanon» ihren Ausgang, oft war ich dabei mit mir selber nicht einverstanden – und diese Diskussion resonierte natürlich mit den zahlreichen hitzigen Debatten zum Umgang und Veränderung von Repertoires, von Klassikern im Theater, zum Umhängen von Sammlungen in Museen, und so weiter und so fort.

Ich möchte hier zwei Gedankengänge nachzeichnen – einer ist sehr konkret, der andere etwas abstrakter – und ich verspreche Ihnen, ich werde den Rank zurück zur Frage des Vererbens von Geld finden:

Erstens, konkret –

BUDGETPOSTEN JUBILÄUM –

Mit Tabea Steiner und Friederike Kretzen entwickelte sich bei unterschiedlichen Gelegenheiten der Verdacht, dass es einen Zusammenhang zwischen Stiftungswesen und Kanon gibt. Es fiel uns auf, dass es in der Schweiz nur zu männlichen Autoren spezielle

Stiftungen gibt. Die müssen, qua Stiftungszweck, immer wieder Anstösse zur Erinnerung an «ihren» Autor geben – so erhalten lebende Autor:innen und Wissenschaftler:innen Geld, um sich mit Gottfried Keller, mit Robert Walser, mit James Joyce, mit Carl Albert Loosli, sogar mit völlig vergessenen und fragwürdigen Autoren wie Carl Emmanuel von Bodman zu beschäftigen. Die Frage, die sich in den genannten Gesprächen stellte, war: Braucht es, um die dominante Vorstellung von «Schweizer Literatur» zu verändern, eine Adelheid Duvanel-Stiftung? Eine Hanna Johannsen, eine Erika Pedretti-, eine Laure Wyss-Stiftung? Oder ist gerade diese Verbindung von privatem Kapital und öffentlicher Erinnerung ein Problem? Bräuchte es vielmehr eine Art «Geburts- und Jubeljahr-Stiftung», die sich sehr viel offener die Frage stellen kann, was für Werke in einem bestimmten Moment der Aufmerksamkeit bedürfen?

[Tabea Steiner hat diese Idee vergangenes Jahr in gewisser Weise – ohne eigene Stiftung im Rücken – umgesetzt, in dem sie verschiedenste Beteiligte für ein 100-Jahr-Erika-Burkhardt-Jubiläum begeistern konnte.]

Zweitens, abstrakter: Ist die Idee eines definierten Kulturerbes, zum Beispiel eines literarischen Kanons, überhaupt passé? Ist dieses Erbe des «Kulturerbes» auszuschlagen?

Antworten auf diese Frage gehen in ganz unterschiedliche Richtungen. Da ist zum Beispiel das Projekt «Die Kanon» einer Autorinnengruppe um Sybille Berg und Simone Meier: Das, was als Kanon gilt, soll massiv erweitert werden. Die Webseite «Die Kanon» umfasst denn auch eine riesige Liste von Autor:innen und sie wächst. Wobei dann die Entscheidung, welche dieser Autor:innen zum Beispiel auf einer Liste für die Maturalektüre zur Auswahl stehen oder als Pflichtlektüre im Germanistikstudium zählen, nicht beantwortet ist. Das Sichtbarmachen und Sichtbar-Halten der Nicht-Kanonisierten ist zweifellos wichtig, von der Menge bin ich allerdings jetzt schon überfordert und da bin ich sicher nicht allein: kaum mehr jemand liest nur in oder nur aus einer Sprache, nicht nur aus dem Englischen, auch



aus dem Französischen wird immer noch viel übersetzt – aus anderen Sprachen erschreckend wenig –

In einem hoch-globalisierten und mehrsprachigen Land wie der Schweiz sind aber einige Leser:innen, Musik- und Kunst-Liebhaber:innen bilingue und/oder sie haben eine zweite Her- oder Hinkunft, eine Sprache wie Türkisch, Finnisch, Kroatisch oder Tagalog ist ihnen zugänglich. Womit sie in der Situation sind, in keiner Literatur- oder Kunstwelt den Überblick zu behalten, aber in mehreren Welten einen fragmentarischen Einblick zu haben, Fahrten zu folgen, die ihnen andere legen, sich von einem Tip zum nächsten zu hangeln, und wenn sie Glück haben, finden sie Oasen der Debatte – damit meine ich gute Zeitschriften, Festivals, Symposien und Feuilletons –

Das «Kulturerbe» ist also nicht mehr im Singular zu benennen und die Frage ist nicht so sehr, was «man gelesen haben muss», sondern wie man mit einander über seine Lektüren und Kunsterfahrungen ins Gespräch kommt.

Und es gibt Momente, in denen die Abwesenheit eines geteilten Kanons sehr schmerzlich ist. Wenn zum Beispiel beim Bachmannpreis in Klagenfurt, einem der wichtigsten Literaturwettbewerbe der deutschen Literatur, ein Experte für sogenanntes «Storytelling» einen plump-realistischen Text über den Mord an einer der Schwestern Scholl in einem Nazi-Gefängnis liest, einen Monolog aus der Sicht des Mörders, und dann ein Teil der Jury in der Diskussion jeden Hinweis auf existierende Literatur und auf das Nachdenken über Literatur zum Nationalsozialismus als elitär und konservativ abtut und dafür plädiert, «immer wieder ganz frisch zu beginnen».

Da blieb mir die Luft weg – im körperlich bedrohlichen Sinn. Da schien eine ganze Diskussion, die ungläubliche Denk- und Spracharbeit der Nachkriegszeit weggewischt, ausgelöscht.

Solche Momente häufen sich und ich denke, es liegt nicht nur daran, dass ich älter werde.

Dabei sehe ich zwei ganz unterschiedliche Tendenzen, die solche Brüche in der Auseinandersetzung fordern oder herbeiführen:

Einerseits die Dramatik der Weltlage, von der ich gesprochen habe – am hektischen und panischen, manchmal dogmatischen Pol der möglichen Reaktionen führt sie dazu, alles Gewesene, alle westlichen, patriarchalen Denktraditionen komplett über Bord zu werfen und «ganz neu zu beginnen». Da bleibt keine Zeit und keine Ruhe, um sich in Widersprüche der eigenen Traditionen, auch der Widerstandstraditionen, zu vertiefen und auszuwählen, was für diesen Moment produktiv und hilfreich sein kann.

Um nicht alle Fehler noch einmal zu machen.

Um wirklich weiter zu kommen.

Andererseits ist es mit den künstlerischen Traditionen so, wie das Ivna Žic für die Alltagssprache aufzeigt: Vereinfachte Identitäts- und Denkmodelle bieten sie nur in der Kurz-Variante für diejenigen, die gar nicht mehr richtig hinhören, denen alles immer schon geläufig ist. Wer hinhört und genauer nachliest, wird sich bewusst, dass in den literarischen und künstlerischen Traditionen komplexe Geschichten mitklingen –

und so sind Worte wie «elitär» oder «konservativ», «modern», «avantgardistisch» oder «innovativ» zu frei flottierenden Buchstabenfolgen geworden, denen je nach Situation eine ganz andere Bedeutung zukommt – oft klingen sie nur noch sinnlos.

Und nun hilft es, auf die Frage des Geldes zurückzukommen.

Fatal ist eine Situation, in der es eine fixe Auswahl gibt, «was man kennen muss» und die Funktion dieser Auswahl in erster Linie darin besteht, die Besseren von den Unteren zu unterscheiden – wobei die «Besseren» eben diejenigen sind, die Geld haben. Wenn also

Mechanismen der sozialen Distinktion das Kulturleben vollständig überwuchern.

Im Ziel der «Stiftung Erbprozent» scheint mir ein Gegenbild zu dieser fatalen Situation enthalten. Da hängt die Auswahl dessen, was als relevant und wichtig gilt, nicht ausschliesslich von staatlichen Förderern, nicht nur von kommerziell erfolgreichen Akteuren und eben auch nicht nur von einzelnen Mäzen:innen ab, die sehr viel Geld haben. Als demokratische Akteurin will die Stiftung eigene Akzente setzen in der Frage, was heute relevant ist.

Ist die Verkettung von «Sozialer Distinktion» und «Kulturerbe» einmal gekappt, dann wird der Blick auf die literarischen und künstlerischen Traditionen freier, produktiver, aufregender. In diesem Sinn plädiere ich unbedingt für ein kollektives Gedächtnis –

Für eine lebendige Form des Bewahrens, das Klostermauern durchaus sprengen kann –

Ein kollektives Gedächtnis im Sinn des Gesprächs über die Lektüren und Kunsterfahrungen, die Menschen an einem Ort zusammenbringen.

Um heute jenseits von «hektischer Panik» und «lähmender Angst» zu arbeiten, um Neues zu schaffen zu können, um einen langen Atem zu entwickeln und der Radikalität der Situation gerecht zu werden, ist es unabdingbar, die Traditionen, in denen wir stehen, nicht zu verleugnen, sondern an und mit ihnen zu arbeiten.

### 3. Intervention

Ortstermin Olten, 1. Oktober 2022, der Verband der Autorinnen und Autoren, Übersetzerinnen und Übersetzer der Schweiz lädt zu einem Symposium zum Thema «Klima und Krisen: Was treibt die Literatur?». Besonders markant ist mir der Gegensatz zwischen der jungen deutschen Gruppe «Fiction for Future» und dem Referat der Pariser Schriftstellerin, Literaturkritikerin und Professorin Tiphaine Samoyault haften geblieben.

Vom Workshop der klima-aktivistischen Literat:innen erzählten einige Autoren-Kollegen ziemlich konsterniert: Da wurde ihnen ein Programm serviert, ihre Literatur sei – angesichts der Dramatik der Weltlage – in den Dienst des Überlebens zu stellen, sie habe Botschaften zu vermitteln, und zwar die richtigen, und zwar «verständlich». Der Begriff «Storytelling» als Methode war auch hier nicht weit.

Die Organisator:innen hatten bereits in der Einladung deutlich gemacht, dass sie die Freiheit der Kunst – auch gegenüber politischen Bewegungen, die ihnen als einzelnen Künstler:innen durchaus sympathisch sind, denen sie sich vielleicht sogar zugehörig fühlen – diskutieren wollen. Sie schrieben: «Wir gehen davon aus, dass die Aufgabe der Literatur jede Autorin und jeder Autor selbst definieren soll – gerade in ihrer Unabhängigkeit gewinnt die Literatur ihre Kraft. Was sie zu leisten hat, wird von keiner Institution vorgegeben, auch nicht von einem Autor\*innenverband. Allerdings halten wir den Zeitpunkt für gekommen, unter Autor\*innen unser Selbstverständnis und unsere Möglichkeiten zu reflektieren.» Denn: Die Dringlichkeit, mit der zum Beispiel eine Gruppe wie «fiction for future» antritt, die ist nicht wegzureden, an ihr kommt man nicht vorbei.

[Kleiner Einschub unter der Rubrik BUDGETPOSTEN: Während es für den Verband A\*dS während der Pandemie relativ einfach war, für Unterstützungsmassnahmen und berufstechnische Weiterbildungen seiner Mitglieder Geld aufzutreiben, so war es enorm harzig, Geldgeber:innen für die Form der kollektiven Selbstreflexion, wie sie das Symposium in Olten darstellte, zu finden.]

Das Referat von Tiphaine Samoyault nahm – im Gegensatz zu «Fiction for future» eine Frage auf, die im Verhältnis von Politik und Literatur eine Geschichte hat – die Frage nämlich, wer für wen sprechen kann. Diese Frage stellt sich neu, wenn Künstler:innen Impulse aus der philosophischen und rechtlichen Diskussion rund um die Klimakatastrophe aufnehmen – zum Beispiel Bruno Latours Idee eines Parlaments der Dinge, Arbeiten von Donna Haraway oder das Ereignis in

Neu Seeland, wo dem Fluss Whanganui eine Rechtspersönlichkeit zugesprochen wurde. Wenn sich also die Frage der Politik ganz neu stellt: Ist sie möglich unter und mit Wesen, die nicht sprechen – die sich nicht selbst sprechend in politische Entscheidungen einbringen? Wenn sich also zum Beispiel eine Theatergruppe die Frage stellt, was ein «Parlament de Loire» ist, wie der Fluss Loire politisch wirksam wird, durch ein Theaterprojekt –

hier geht die Ausweitung des Kreises von Menschen und Wesen, die in der Kunst zur Sprache oder zum Ausdruck kommen, über die «Zivilgesellschaft» hinaus –

wobei es eben sehr produktiv ist, mit Samoyault auch die Geschichte zu bedenken, die das «Repräsentieren» in der Literatur hatte, das Für-andere-Sprechen, das nicht unbestritten blieb; sich in Erinnerung zu rufen, wie Positionen von Jean-Paul Sartres über Roland Barthes bis Donna Haraway und eine Vielzahl aktueller Ansätze Kontroversen über die gesellschaftliche Position und die Möglichkeiten von Intellektuellen antrieben –

es ist hier nicht die Zeit, auf die Feinheiten und die vielen Bezüge des Referats einzugehen –

für die Fragen der «Stiftung Erbprozent Kultur» nehme ich vor allem die Dringlichkeit eines kritischen, selbstkritischen Bewusstseins auch in der Frage des «Wie» von Interventionen auf,

selbstkritische Fragen zu den Formen der Zusammenarbeit, des Zuhörens, Hinhörens, Aufnehmens, Übersetzens, Weiterschreibens und Inszenierens –

und ein solches kritisches Bewusstsein ist ohne Gedächtnis nicht zu haben –

#### 4. Diskussion

So bin ich über die Frage der Zeit, über die Weltlage und die «Zeit in der Zeit», die Kunst schaffen kann, über die Frage des Kanons und die Frage der Intervention immer wieder auf das Gedächtnis gekommen –

Das Wort hat sich immer mehr vor das andere Wort, das Erbe, geschoben  
– es hat sich vom «Besitz» gelöst, der im Erbe immer drinsteckt –

Das Wort Gespräch hat sich mit dem Gedächtnis verbunden, das nicht  
mehr in einem für alle gleichen, fixen Korpus gültiger Werke einzufassen  
ist –

schon gar nicht in einer vereinfachenden, exklusiven Variante für die  
Immer-Schon-Dabeigewesenen –

Das aber auch nicht der beliebigen Auflösung von Bezügen oder dem  
Vergessen Platz machen soll –

Und ich hoffe, dass ich einigermaßen deutlich machen konnte, dass ich  
einen klaren Zusammenhang sehe zwischen der gesellschaftlich  
notwendige Öffnung des Gesprächs darüber, was heute dringlich und  
relevant ist,

und der Demokratisierung des Erbens im ganz praktischen Sinn,  
im Sinne des Ziels Ihrer Stiftung.